

**Laor, Yitzhak: Ecce homo.** Unionsverlag: Zürich 2005. 603 S.

Zu einer Zeit, als die Wehrdienstverweigerung in Israel völlig undenkbar war und mit dem gesellschaftlichen Bann belegt wurde, verwahrte sich 1972 der heute in Tel Aviv lebende Autor der Zumutung, in den palästinensischen Gebieten seinen Militärdienst abzuleisten. Diese politische Überzeugung durchzieht Yitzhak Laors literarisches Schaffen, ob als Romancier, als Dramatiker, Essayist oder Dichter. Seine Verurteilung der israelischen Libanon-Invasion 1982 trug ihm zwar hohe Anerkennung im Kreise seiner Kollegen ein. Aber als ihm 1990 der israelische Poesiepreis des Ministerpräsidenten zuerkannt wurde, verweigerte der damalige Amtsinhaber Yitzhak Shamir die Übergabe. Laor blieb umstritten.

Es verwundert nicht, dass auch der angezeigte Roman Laors politischen Überzeugungen folgt. Es geht um die Geschichte des alternden Generals Adam Lotem, der sich nach der erfolgreichen Niederschlagung vieler palästinensischer Aufstände ausgerechnet während des zweiten Golfkrieges 1990/91 auf die Suche nach dem Gemälde „Die Beweinung Christi“ von Luca Signorelli und der jungen, von ihm begehrten Kunsthistorikerin Shulamit macht – eine Aktivistin, die auf die Rückkehr der palästinensischen Flüchtlinge in ihre frühere Heimat drängt –, ohne die Erinnerung an eine verdeckte Militäroperation aus seinem Gedächtnis tilgen zu können, bei dem einer der ihm anvertrauten Soldaten ums Leben kam. „Hier hatte sein Leben begonnen, vergeudet zu werden“, hier sei ihm ein „seelisches Brandmal verpasst worden“, so Laor. Die Vergangenheit des Kampfes gegen den Feind holt ihn ein, und die Schuld droht ihn zu verschlingen. „Was wir den Palästinensern bereits angetan haben – damit kann man unmöglich leben, ohne es zu verdrängen. Je größer das Grauen ist, desto weniger weiß man, desto mehr wird vergessen.“ Am Ende ersinnt Lotem den wahnwitzigen Plan, mit einer Militäreinheit eine Kleinstadt in der Toskana einzunehmen.

Niemand ist vor dem Autor sicher, die Politik nicht, die scheinheiligen Intellektuellen nicht und am allerwenigsten das Militär. Die ausufernden Phantasien mit ihren unzähligen Windungen, Querverweisen, fragmentarischen Einschüben, grotesken Paradoxien und rohen Obszönitäten, die es auf den Tabubruch anlegt, machen es dem Leser nicht leicht, dem Duktus des Erzählers zu folgen. Wenn er zuletzt die

Übersicht zu verlieren droht, wäre es nicht verwunderlich. „Das ist der Mensch“: „Ecce homo“ – er ist nicht programmierbar, das Leben verläuft in chaotischen Mäandern.

*Reiner Bernstein*